Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 43 (1963-1964)
Heft: 7

Buchbesprechung: Bücher
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BÜCHER

NEUE GOETHE-LITERATUR

Glaube und Weltsicht

«Die Distanz der gegenwärtigen Welt zu der gesamten Gedankenwelt Goethes nimmt schnell zu; während das Eigentlich-Poetische sich in seiner Jugendfrische erhält, ist jene Welt Mißdeutungen ausgesetzt. Das Goethesche Gesamtstreben bedarf daher einer eigenen Interpretation»: so formuliert *Wilhelm Flitner* die Einsicht, die seinem hervorragenden Buch «Goethe im Spätwerk» (erstmals Hamburg 1947) zugrunde liegt, und die Aufgabe, die sich seine zusammenhängende Gesamtauslegung von Goethes großen Altersschöpfungen stellt[1]. Goethe ist ihm, wie Augustinus, wie Dante, ein «homo religiosus». Freilich steht er in der Entwicklung der abendländischen Frömmigkeit «an einem Punkt der Krise, auf der Paßhöhe zwischen den Zeiten», aber der Bezug auf das Göttliche hat ihn geformt. Die religiöse Position, die er grundsätzlich schon in den Geniejahren als dem Zeitraum der Konzeption gefunden hat, wird im Spätwerk vollendet. Dieses Spätwerk — die autobiographischen Schriften, die Lyrik der letzten Dezennien, die Wanderjahre, Faust II und der Torso der naturwissenschaftlichen Arbeiten — ist als eine Gesamtaussage zu verstehen. Der zyklischen Art des Goetheschen Talentes gemäß, das, wie dieser selber sagt, gerne «gleichzeitig aus einem gewissen Mittelpunkt sich nach allen Seiten hin versucht», entstehen diese Werke in den gleichen Jahren nebeneinander. Sie sind, höchst selbständige Gebilde zwar, doch zutiefst aufeinander bezogen, sie ergänzen sich und verweisen aufeinander. Die Auslegung dieser geistigen Gesamtproduktion und die Entzifferung der dichterischen Symbolsprache Goethes müssen Hand in Hand die «Resultate» seines Lebens und Denkens erschließen. Indem Flitner den Versuch dazu unternimmt, bietet er nicht nur einen hochbedeutsamen Beitrag zur Interpretation der genannten Werke, sondern zugleich eine beglückende und wahrhaft erhellende Einführung in Glauben, Weltsicht und Ethos des alten Goethe.

Als Homo religiosus — das heißt natürlich nicht schlechtweg als Christ oder gar als kirchlicher Christ — erscheint der Alte von Weimar auch in *Walter Muschgs* gedankenschwerem und sprachgewaltigem Aufsatz «Goethes Glaube an das Dämonische[2]». «Die stumme Anerkennung der unbekannten Mächte über dem Menschen», heißt es da, «ist das Einzigartige am alternden Goethe. Es gibt wohl keinen andern weltlichen Dichter der modernen Zeit, der diesen Mächten noch so fraglos einen so weiten Spielraum überläßt wie er. Das Merkmal jeder höheren Religion, jeder wahren Wissenschaft und Politik war ihm die ‚Unterordnung unter einen höheren, die Ereignisse ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unsere Vernunft und unser Verstand ist'.»

Es ist erfreulich, wenn auch ein protestantischer Theologe gewillt ist, sich Goethe sachlich und ohne das übliche (vielleicht ja begreifliche) Vorurteil zu nähern. An dem Buch von *Heinz Zwicker:* «Goethe, Wesen und Glaube» ist nur der gute Wille zu rühmen[3]. Die erbauliche Absicht ist, Goethe als Vorbild zu empfehlen. Sachkenntnis, Methode und Sprache sind unzulänglich.

Um die letzten Einsichten des späten Goethe ist es *Hermann Schmitz* in seinem gewichtigen Werk «Goethes Altersdenken im problemgeschichtlichen Zusammenhang» zu tun[4]. Ein schwer verständlicher, bisher kaum beachteter Text, eine Reflexion in Anlehnung an die Plotinlektüre des Dichters von 1805, ausführlich interpretiert und in weiteste Zusammenhänge gestellt, ist die Mitte der Darstellung, die Goethe als philo-

sophischen Denker würdigen will. Von dieser «Plotinkritik» aus versucht der Verfasser, die Metaphysik Goethes und sein Verständnis der Lebensproblematik systematisch aufzurollen. Die wesentlichen Grundbegriffe Goetheschen Denkens erscheinen in der trotz schulmäßiger Umständlichkeit fesselnden Darlegung nach einer ungezwungenen, von innen her bestimmten Ordnung. Freilich, werden nicht die aus dem Zusammenhang gelösten Belege oft weit überfordert? Können wirklich die Erdgeistszene und die Regenbogenterzinen im Faust als «wuchtige Absagen an den Platonismus» gelten? Ist im Kampf gegen Newton der «eigentliche, wirkliche Gegner» tatsächlich Platon? Derartige Fragen drängen sich ständig auf. Die Zweifel erhalten Gewicht, wenn auf Seite 234 ein Goethescher Lieblingsvergleich (Systole-Diastole) offenbar nicht verstanden wird. So etwas erschüttert das Vertrauen in die faktische Zuständigkeit und festigt auch die Überzeugungskraft der häufigen Polemik gegen das «herkömmliche Goethebild» nicht.

Wenn sich die bisher genannten Arbeiten vorab mit der Gedankenwelt des alten Goethe befassen, wie sie etwa seit Schillers Tod in Erscheinung tritt, so ist es das Ziel von *Julia Gauß*, «den einzigartigen Objektivierungsprozeß zu erfassen, mit dem Goethes zweite Lebenshälfte einsetzte». Ihre «Goethe-Studien», gründlich, kenntnisreich, lebendig, gescheit, beginnen mit dem Verhältnis zu Spinoza, einem der großen «Lebemeister», vor der Italienreise und führen bis etwa in die Divanzeit, entscheidende «Bildungserlebnisse», wie man früher gesagt hätte, in zeitlicher Abfolge entwickelnd[5]. Man wünscht der kleinen Schrift viele Leser.

Das Buch «Goethe, Die Erhöhung des Menschen, Perspektiven einer morphologischen Lebensschau» von *Friedrich Hiebel* steht im Zeichen Rudolf Steiners[6]. Es beruht auf Grundlagen, die man weder beweisen noch widerlegen kann, sondern nur annehmen oder ablehnen. Auch wer den Glauben des Verfassers nicht teilt, wird trotz teilweise höchst anfechtbarer Auswahl und Deutung manches darin finden, was das Nachdenken lohnt, sofern ihm nicht die unerträglich gezierte und zugleich nachlässige Sprache die Lust vorher nimmt. «Habe nichts dagegen, daß ihm so sei; aber daß michs erfreut, das müßt ich lügen» (Zahme Xenien V).

Schließlich sind hier noch zwei Neuausgaben zu erwähnen. Die zu Lebzeiten des Autors in dem Band «Geist und Form» veröffentlichte Abhandlung von *Karl Viëtor:* «Goethes Anschauung vom Menschen» entwickelt die anthropologischen Gedanken Goethes[7]. *Reinhard Buchwald* legt in wesentlich vermehrter Ausgabe seine bekannte Sammlung «Das Vermächtnis der deutschen Klassiker» wieder vor, die keiner Empfehlung mehr bedarf[8].

Zum Faust

«Die Masse von Worten nimmt zu, man sieht zuletzt von der Sache gar nichts mehr» (Goethe an Meyer, 29. 10. 1817). Die Feststellung trifft besonders auch für den Faust und die ihm geltende Literatur zu. Der «Dünenschutt der Stunden», der sich hier angehäuft hat, überdeckt nicht nur das Drama selbst, sondern oft auch jene Arbeiten, die Notwendiges zum Verständnis der «inkommensurablen» Dichtung beigetragen haben. Es ist eine melancholische Beobachtung, wie schnell auch wirkliche Erkenntnisse verloren gehen können.

Darum ist man dankbar, daß in der Reihe «Literatur als Kunst» die Untersuchung des unlängst verstorbenen *Kurt May:* «Faust II. Teil, In der Sprachform gedeutet», wieder zugänglich gemacht worden ist[9]. Dieses Buch, zum erstenmal 1936 erschienen, gehört zu den grundlegenden Arbeiten über Faust II. Von Szene zu Szene, von Versgruppe zu Versgruppe untersucht es dessen Versform und Sprachgestalt. Dabei geht es dem Verfasser darum, «das Bedeutungsmäßige in seiner sprachlichen Verwirklichung einzufangen», in dem Geformten immer auch «das Bedeutete mitzuergreifen». Mit vollem Recht kann er feststellen, er sei auf seinen Wegen «sicherer zum Ziel gelangt als die vielen sich widersprechenden, mehr oder minder geistvollen Gehaltsinterpreten». Über ihre besonderen Ergebnisse hinaus ist

die Arbeit wegweisend geworden für den Übergang der Literaturwissenschaft von der geistesgeschichtlichen Betrachtungsweise zur Strukturinterpretation. Dank ihrer zugleich strengen und schmiegsamen Methode kann sie immer noch als ein Muster und Vorbild recht verstandener Interpretationskunst gelten.

Mit Faust II beschäftigt sich auch das umfangreiche Buch von *Gottfried Diener:* «Fausts Weg zu Helena, Urphänomen und Archetypus[10]». Es deutet im Zusammenhang jene schwierige Szenenfolge, die mit der «Finsteren Galerie» einsetzt und bis zum Ende der «Klassischen Walpurgisnacht» reicht, die «Antezedenzien zu Helena» also, um mit Goethe zu sprechen. Die Zusammenhänge und den Sinn dieser Szenen hat in erster Linie durch ungewöhnlich bedeutende Forschungen G. W. Hertz erschlossen. Diener kennt und anerkennt die Ergebnisse von dessen Lebensarbeit, in erfreulichem Gegensatz zu den meisten neueren Faustauslegern. Mit Maß zieht er dazu die Symboldeutung von Emrich heran, und vor allem, wie der Untertitel besagt, sucht er von der Jungschen Psychologie her Licht zu gewinnen. Leider kann er zwei Hauptversuchungen der Faustinterpreten nicht widerstehen, nämlich erstens: viel gelehrtes Wissen beizubringen, das vom gedichteten Wort hinwegführt, statt zu ihm hin; und zweitens: überwundene Vorstufen für die Deutung zu benützen und darauf Kombinationen zu bauen, als ob sie zum Werk gehörten. Das hat zur Folge, daß sein Kommentar mitunter eher verwirrend als klärend wirkt.

Ein «einfühlsam Wissender», wie er selbst einmal Schiller nennt, war *Rudolf Bach.* Mehr als die Hälfte des aus seinem Nachlaß herausgegebenen Essaybandes «Leben mit Goethe» nimmt das fragmentarische «Faust-Tagebuch» ein[11]. Es ist reich an überaus feinen Einzelbemerkungen namentlich künstlerischer Natur. Der bedeutendste Versuch des Bandes scheint mir die «Geschichte des Nausikaa-Planes» zu sein.

In seiner sorgfältigen Studie «Erscheinungsformen der Sorge bei Goethe» leistet *Heinz Moenkemeyer* vor allen Dingen einen Beitrag zu einer Kernfrage im Streit um die «perfektibilistische» Faustauffassung[12]. *Edmond Vermeil* hat geistreich über «Revolutionäre Hintergründe in Goethes Faust» geschrieben[13].

Eine gute Auswahl der für die Interpretation oft verwendeten Zeugnisse bietet das Bändchen «Goethe über den Faust», herausgegeben von *Alfred Dieck*, und etwa gleichwertig das ostdeutsche «Goethe über seinen Faust», besorgt von *O. A. Bergelt*[14].

Albrecht Webers Buch «Wege zu Goethes Faust» mag dem Lehrer methodische Anregung geben[15]. Ohne Bedeutung: *Oswald Woyte:* «Erläuterungen zu Goethes Faust, Teil II[16]».

Die unerläßlichen Einzelerklärungen findet man in der schönen Dieterich-Ausgabe «Faust und Urfaust», erläutert von *Ernst Beutler*, oder ausführlicher, mit vorzüglicher Entstehungsgeschichte, Faustwörterbuch und Literaturangaben in dem «Kommentar zu Goethes Faust» von *Th. Friedrich*, den *L. J. Scheithauer* mit glücklicher Hand auf den neuesten Stand gebracht hat[17]. Brauchbar sind auch die «Erläuterungen zu Goethes Faust I» von *Jacob Steiner*[18]. Der gleiche Verfasser, das sei hier angemerkt, hat «Sprache und Stilwandel in Goethes Wilhelm Meister» untersucht und überzeugend in der konkreten sprachlichen Einzelheit den Unterschied der Theatralischen Sendung und der Lehrjahre, den Wandel des Dichters vom Sturm und Drang zur Klassik nachgewiesen[19].

Wirkungsgeschichte

«Ein Kapitel deutscher Ideologie» nennt *Hans Schwerte* im Untertitel sein faszinierendes Buch «Faust und das Faustische[20]». Das Wort «faustisch» bildet ihm «eine der am deutlichsten ablesbaren Kennmarken deutschen Schicksals, und nicht nur des geistigen». Er zeigt, wie der ursprünglich rein literarische Ausdruck, «weltanschaulich» ausgeweitet und mit dem Deutsch-Nationalen verschmolzen, ins Feld politischer Auseinandersetzung gerät und zu einem ideologischen Kampfwort wird. Dieser Vorgang vollzieht sich zusammen mit einem interpretatorischen Prozeß: der «Enttragisierung der

Tragödie Goethes», die, im Sinn einer Umwertung von Fausts Schuld in ein humanes, prometheisches Verdienst, umgedeutet wird. Mit dem derart national getönten und mythisch-religiös aufgehöhten «Faustischen» beginnt sich etwa seit 1870 eine immer breitere Schicht deutscher Menschen zu identifizieren. Als «emotionale Chiffre» wird es, weitgehend von der Goetheschen Dichtung gelöst, zu einem «oppositionellen Sinnzeichen gegen die übrige, sogenannte ‚westliche' Welt» und verfälscht schließlich auch die politische Realität: «Ein ‚So soll und muß es werden' im Namen der Autorität Fausts schob sich über das reale ‚So ist es'. Eine ‚Ersatzwelt', eine ‚zweite Wirklichkeit', die ‚faustische Wirklichkeit' legte sich über die ‚erste'. Unendlichkeitsperspektiven, bald imperial drapiert, verstellten das der Nation Zugemessene.» Diese «Verzerrung realen nationalen Verhaltens und realen politischen Handelns durch das Schlagwort» nennt Schwerte «die faustische Ideologie». Er zeichnet ihre vielfach verschlungene Entwicklung in allen Phasen genau nach. So leistet er — über die Geschichte einer literarischen Fehlinterpretation und Grenzüberschreitung hinaus — einen eindrucksvollen Beitrag zur deutschen Selbstbesinnung und Selbstkritik.

Sozusagen die Folie oder den allgemeinen Hintergrund, vor dem sich die scharf herausgearbeiteten Züge einer solchen Auseinandersetzung mit dem Faustmythus abheben, bietet *Wolfgang Leppmann* unter dem Titel «Goethe und die Deutschen, Vom Nachruhm eines Dichters[21]». Das Ziel seiner Arbeit ist, «die Hauptbestandteile des deutschen Goethebildes in ihren Umwertungen zu verfolgen». Da die Schwankungen des Goetheschen Nachruhms unlösbar mit der Entwicklung des nachgoetheschen Deutschland verknüpft sind, entsteht so etwas wie eine deutsche Geistesgeschichte der letzten hundertfünfzig Jahre am Leitfaden der Goetherezeption. Mit ausgeprägtem Sinn fürs Detail — der Verfasser wirkt seit langem in den USA — breitet er sachkundig und klug eine Fülle Material vor dem Leser aus, zum Teil auch solches, das bisher kaum über engste Fachkreise hinaus bekannt war, wie Lehrpläne und Stoffprogramme höherer Schulen. Dazu weiß er Akzente zu setzen, hat ein unabhängiges Urteil und den Mut, auch einmal einer umstrittenen Gestalt, wie zum Beispiel H. St. Chamberlain, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Schließlich schreibt er gewandt, im guten, gelegentlich auch im schlechteren Sinne journalistisch, und findet immer wieder prägnante Formulierungen. Jedenfalls ist ihm eine Darstellung geglückt, die man gefesselt und mit wachsendem Vergnügen liest und der man für vielfältige Anregung, Belehrung und Bereicherung dankbar bleibt.

Östliches

Wiederholt konnte an dieser Stelle auf den Beitrag Ostdeutschlands zur Goetheforschung, der ungewöhnliches Gewicht hat, hingewiesen werden. Es handelt sich da einmal um editorische Leistungen, wie Grumachs Ausgabe der Unterhaltungen des Kanzlers von Müller oder das monumentale Sammelwerk von Momme Mommsen (auf die damit verbundenen Quellenforschungen von Katharina Mommsen soll in einer nächsten Besprechung eingetreten werden) oder um die Akademie-Ausgabe, die seit einiger Zeit freilich, wie es scheint, ins Stocken geraten ist.

Dagegen ist vor kurzem in der bewundernswerten Publikation der «Schriften zur Naturwissenschaft» durch die *Leopoldina* ein neuer Band erschienen: «Naturwissenschaftliche Hefte», bearbeitet von *Dorothea Kuhn*[22]. Man liest hier die Texte nicht systematisch geordnet wie in den gängigen Ausgaben, sondern so, wie Goethe selber sie veröffentlicht hat, nämlich zusammen mit autobiographischen Darstellungen und Gedichten. Dadurch wollte er den «ganzheitlichen» Aspekt seiner Forschung und ihren inneren Zusammenhang mit den übrigen Resultaten seines Lebens betonen, dem Untertitel dieser Hefte gemäß: «Erfahrung, Betrachtung, Folgerung, durch Lebensereignisse verbunden.»

Ein anderes Unternehmen von hervorragender Bedeutung ist nunmehr abgeschlossen, die Ausgabe von «Goethes Brief-

wechsel mit C. G. Voigt», bearbeitet von *Hans Tümmler* unter Mitwirkung von *Wolfgang Huschke*[23]. Minutiöse Anmerkungen und ein ausführliches Gesamtregister (zusammen 300 Seiten!) schließen den vierten und letzten Band. Möchte bald ein Praktiker kommen und zeigen, was für Erkenntnisse dieser geschäftlichen Korrespondenz abzugewinnen sind, wie es *W. Burkhard-Wuhrmann* unlängst für den Band der «Amtlichen Schriften» vorgemacht hat[24]!

Im Zusammenhang mit dieser Editionstätigkeit steht die Ordnung und Erschließung von Goethes Sammlungen, die von den «Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar» durchgeführt wird. *Hans-Joachim Schreckenbach* hat den vorzüglichen *Katalog* von «Goethes Autographensammlung» bearbeitet. *Karl-Heinz Hahn* ediert das *Bestandsverzeichnis* des *Goethe- und Schillerarchivs*, wo zahlreiche Manuskripte und Schriftstellernachlässe auch aus späterer Zeit aufbewahrt werden[25]. Das alles sind Beispiele der großen Leistungen im Dienst Goethes in der Sowjetzone. Anders liegen die Dinge, sobald man aus dem Bereich der Herausgeber- und Sammlertätigkeit in das Gebiet der Darstellung und Deutung tritt. Hier machen sich sogleich die doktrinären Einflüsse geltend; das Bild ist fast immer ideologisch oder propagandistisch ausgerichtet und beleuchtet oder verzeichnet.

So im «Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft[26]». Deren Vorstand ist jetzt «paritätisch» bestellt, mit deutlichem Überwiegen des östlichen Einflusses. An der Hauptversammlung in Weimar 1962 nahmen fast doppelt so viele Mitglieder aus der Zone teil wie aus dem Westen. Wenn es im Tätigkeitsbericht der Ortsgruppe Weimar heißt: «In ihrem Kern kann und darf unsere Gesellschaft nicht quietistisch sein», so wird niemand den Sinn dieser Worte mißverstehen, der an der Spitze des Jahrbuchs den Festvortrag des Staatssekretärs für Hochschulwesen, Wilhelm Girnus, gelesen hat. Es handelte sich um eine Tasso-Interpretation, «die, verbunden mit einer politischen Nutzanwendung, die sonst bestehende Urteilsbildung über diese Dichtung durch eine marxistische Deutung mit Gegenwartsbezug ersetzte», wie sich der Versammlungsbericht ausdrückt. Es ist also wieder die Ideologie, welche die Goetheauffassung bestimmt, nur mit verändertem Vorzeichen.

Sie herrschte auch auf dem *Kolloquium über Probleme der Goetheforschung*, das Ende 1960 eine ansehnliche Zahl Gelehrter aus dem Ostblock mit wenigen Vertretern des Westens in Weimar zusammenführte. Ein Sonderheft der *Weimarer Beiträge, Zeitschrift für deutsche Literaturgeschichte* von 370 Seiten Umfang ist ihm gewidmet[27]. Andreas B. Wachsmuth, der (westliche) Präsident der Goethegesellschaft, hat hier wie in dem von ihm herausgegebenen Goethejahrbuch mit diplomatischem Geschick und großem Mut, aber wohl auf verlorenem Posten gegen die doktrinären Vereinfachungen gekämpft, in einem Punkt übrigens ausgerechnet durch den sowjetrussischen Teilnehmer gegen die ostdeutschen Genossen unterstützt.

Als besonders militante Verfechterin des «Diamat» tritt bei jeder Gelegenheit *Edith Braemer* hervor. Ihr Buch «Goethes Prometheus und die Grundpositionen des Sturm und Drang» ist einseitig und scharf polemisch, wenn auch überall gescheit und nicht mit Phrasen, sondern mit Sach-Argumenten streitend[28]. Ihr ist Goethe der große «progressive» Rebell; das Prometheusfragment und der Hymnus sind «die Dichtung, in der sich die literarische Vorrevolution am deutlichsten kundgibt». Man kann gegen ihre Arbeiten einwenden, was sie einmal mit geringerem Recht Oskar Walzel vorwirft: «Äußerungen Goethes, die nicht in das gewünschte Schema passen, werden uminterpretiert oder bagatellisiert.»

Über das Buch von *Herbert Lindner:* «Das Problem des Spinozismus im Schaffen Goethes und Herders» dürfen wir uns kurz fassen[29]. Es arbeitet mit Sätzen, die den Eindruck erwecken, als ob sie an einem marxistischen Schulungskurs eingepaukt worden wären. Ein Beispiel: «Als die Bourgeoisie mit der Entwicklung und Erstarkung der Arbeiterklasse in ihre historisch-reaktionäre Phase eintrat, breitete sich der Irrationalismus mehr und mehr aus, weil er sich auch vorzüglich zur Verteidigung der reaktionären kapitali-

stischen Gesellschaftsordnung eignet» (S. 166).

dtv

Doch, um mit Erfreulicherem zu schließen: der Taschenbuch-Goethe ist nun vollständig erschienen[30]! Im Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, steht nur der fünfundvierzigste und letzte Band noch aus, der Lebenschronik, Bibliographie und Register bringen soll. Die Ausgabe hält, was ihre Anfänge versprachen. Soweit ich sehe, weist sie nur eine einzige empfindliche Lücke auf: zum Faust vermißt man das Fragment von 1790 sowie die Paralipomena, die hier besonders wichtig wären. Ich habe bei ausgedehnter Lektüre auch nur einen einzigen wirklich verderblichen Druckfehler entdeckt: in Sonett XV muß es natürlich heißen «Silbespielen» und nicht «Silberspielen» (I, 245). Im übrigen müßte man sich in Superlativen erschöpfen, um das Geleistete zu kennzeichnen. Die Ausgabe war zweifellos ein großes verlegerisches Wagnis. Es hat sich gezeigt, daß sie einem echten Bedürfnis genügte. Ihr Erfolg ist aber zu einem wesentlichen Teil auch der weitsichtigen Planung und überlegenen Gestaltung zuzuschreiben. Diese Bände sind im Inneren wie im Äußeren wohlgeschaffen. Sie werden die akademische Jugend erreichen, und nicht nur sie. Vielleicht werden sie mithelfen, daß der Name Goethes doch nicht so bald «märchenhaft» wird und wie ein ferner Stern am Himmel verblaßt, mit dem kaum jemand mehr eine Vorstellung verbindet. *Fritz Rittmeyer*

[1] Schünemann, Bremen 1957, Sammlung Dieterich 175. [2] Metzler, Stuttgart 1958. [3] Haupt, Bern 1959. [4] Bouvier, Bonn 1959. [5] Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1961. [6] Francke, Bern 1961. Vgl. Besprechung NZZ, 4. 5. 1962. [7] Francke, Bern 1960. [8] Insel 1962. [9] Hanser, München 1962. [10] Klett, Stuttgart 1961. [11] Hanser, München 1960. [12] Schmitz, Gießen 1954. [13] Progreß-Verlag, Düsseldorf o. J. [14] Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1958. — Verlag der Nation, Berlin o. J. [15] Diesterweg, Frankfurt-Berlin-Bonn o. J. [16] Bange, Hollfeld/Obfr. o. J. [17] Schünemann, Bremen o. J. — Reclam, Stuttgart 1959. Vgl. Schweizer Monatshefte, Januar 1960, S. 1048. [18] Natur och Kultur, Stockholm 1959. [19] Atlantis, Zürich 1959. [20] Klett, Stuttgart 1962. [21] Kohlhammer, Stuttgart 1962. [22] 1. Abt., Bd. 8. Böhlau, Weimar 1962. [23] Schriften der Goethe-Ges. 56. Böhlau, Weimar 1962. [24] Mitteilungen der List-Gesellschaft, Fasc. 3, Nr. 5/6. [25] Beide Arion, Weimar 1961. [26] 24. Bd., Böhlau, Weimar 1962. Vgl. NZZ, 12. 1. 1963. [27] Sonderheft 1960, Arion-Verlag, Weimar. [28] Ebd. 1959. [29] Ebd. 1960. [30] Goethe, Sämtliche Werke, Bd. 1—45, ed. P. Boerner und viele Mitarbeiter, Deutscher Taschenbuch-Verlag 1961—1963.

HUMANISMUS UND ROMANTIK

«Wir wissen heute..., daß überhaupt keine historische Kultur alle menschlichen Möglichkeiten verwirklicht und sind darum prinzipiell bereit, zum Beispiel die indische oder chinesische Kultur neben der Antike als nicht minderen Ranges anzuerkennen. Wenn diese uns dennoch mehr als sie angeht, so... darum, weil Griechen und Römer unser eigenes Dasein vorgeformt haben.» Der Satz findet sich in *Fritz Wehrlis* Einleitung zu dem Sammelband «Das Erbe der Antike», der 14 Beiträge zu einer Ringvorlesung an der Universität Zürich vereinigt[1]. Er könnte als Leitmotiv über sämtlichen Arbeiten stehen, deren Themen von der «Geschichte der klassischen Philologie» (Heinz Haffter), vom Fortleben der Antike in Konstantinopel (Marcel Beck) und im Mittelalter (Reto R. Bezzola) bis zur «Philosophie des Abendlandes» (Hans Barth) und zur «Deutschen Klassik» (Emil Staiger) reichen. Im Mittelpunkt steht Walter Rüeggs Vortrag über den «Humanismus»; mit Hilfe des Begriffes der «familiaritas», welche die Humanisten mit ihren klassischen Vorbildern verband, gelingt die Vergegenwärtigung ihrer Eigenart

und Einzigartigkeit. (Mit Bezzolas Mittelalterdarstellung berührt sich übrigens ein glänzender Vortrag, den *Hugo Friedrich* im Mainzer Institut für europäische Geschichte über *Dante* gehalten hat[2]. Zu bedauern ist nur, daß diese Vortragsreihe in Gestalt einzelner Heftchen erscheint — in einer anderen uns vorliegenden Arbeit behandelt *Hans Georg Schenk* «Die Kulturkritik der europäischen Romantik[3]» —, statt wie die Ringvorlesung als handlicher Band: Im Gedränge der Neuerscheinungen verliert sich ihre Wirkung.) Freilich läßt auch das Zürcher Symposion die Antwort auf die bange Frage offen, ob die traditionelle kulturpädagogische Begründung unserer humanistischen Studien im Zeitalter der Raumfahrt noch genüge, ob nicht das Erbe durch historische Vergegenwärtigung zwar gewahrt, aber erst recht fragwürdig geworden sei.

Sie stellt sich weniger dringlich bei einem Werke wie *Arnold von Salis'* «Antike und Renaissance — Über Nachleben und Weiterwirken der alten in der neueren Kunst[4]». Das Buch ist 1947 unter keinem glücklichen Stern erschienen und hat mindestens in Deutschland nicht die verdiente Beachtung gefunden; so rechtfertigt sich der erneute Hinweis, zumal das Thema hier zum ersten Male zusammenfassend behandelt ist. Den mit der generationenlangen Kontroverse über Beginn und Wesen der Renaissance vertrauten Leser erfreut von Salis' klare Ablehnung der fast zur Mode gewordenen Rückdatierung und inhaltlichen Verwirrung des Renaissance-Begriffes: Nicht die beliebig zu vervielfältigenden Proto-Renaissancen und Prähumanismen, sondern Burckhardts Thema — *die* Renaissance — «bleibt für uns der große Gärungsprozeß». Sodann überraschen die aus profundem Wissen und mit viel Grazie vorgetragenen Einzelheiten der sieben Motivkreise, an denen — wenngleich nur dem geschulten oder geführten Auge — das Nachleben der Antike sichtbar wird. Jedermann kennt beispielsweise den kapitolinischen «Dornauszieher». Daß seine Gebärde auf vielen heiligen und profanen Bildern der Renaissance wiederkehrt, oft freilich in anderer Sinngebung (etwa als sich bekleidende Nymphe nach dem Bad), führt zu jenem Problem des wissenden «Zitierens», dessen Aufspüren in Kunst und Dichtung zu den subtilsten Vergnügungen des Forschers gehört. Und wie beruhigend zu vernehmen, die Aufnahme des sitzenden «Sandalenbinders» in eine Mariengruppe von Luca Signorelli habe «natürlich nicht irgendwelche Bedeutung sachlicher oder gar symbolischer Art»! Vielleicht ist es gerade dieser Verzicht auf Hintergründigkeiten, der die Frage nach dem Sinn unserer humanistischen Bestrebungen gar nicht erst aufkommen läßt. Was im Drange humanistischer Rechtfertigungsbemühungen meist übersehen wird, ist nämlich die Tatsache, daß die Griechen uns Kunst und Dichtung auch als Spiel verstehen gelehrt haben, welches gar keiner Rechtfertigung bedarf. Dafür bietet von Salis' prachtvoll ausgestattetes Werk überzeugende Belege.

In der Literaturwissenschaft ist die Stoff- und Motivgeschichte oft mit weniger Geist betrieben worden als von den Kunsthistorikern. *Elisabeth Frenzel*, die Verfasserin eines *Lexikons dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte* mit dem Titel «Stoffe der Weltliteratur», hält es für geraten, die angeblich veraltete Methode mit dem Hinweis zu verteidigen, «der vielleicht wichtigste Beitrag, den die Stoffgeschichte für die Literaturwissenschaft zu leisten» vermöge, scheine «in literarästhetischen Erkenntnissen zu liegen»; es gehe ihr «weniger um historische Zwecke als um die innere Struktur der Stoffe, ihre Qualität und ihren Charakter, ihre Eigenbewegung...[5]». Für den Benutzer des Buches wird das historische Element trotzdem im Vordergrund stehen — wie könnte es bei chronologisch angelegten Artikeln auch anders sein? Der Band enthält auf 670 Seiten nahezu 300 «Längsschnitte» durch die Weltliteratur; auf etwas mehr als durchschnittlich zwei Seiten kann das analysierende Element nicht sehr stark ausgebildet sein. Dies ist auch nicht die vordringliche Aufgabe eines Lexikons; wer ästhetische Erkenntnis wünscht, wird sie hier nicht suchen. Das unbestreitbare Verdienst der Verfasserin, deren Leistung zu bewundern ist, besteht in der Stoffsammlung, die es bei Gelegenheit der nächsten Auflagen auszubauen gilt (zum Beispiel Winckelmann: die Namen Rossettis und Arcangelis sind

falsch geschrieben; Cavaceppis Bericht, der den meisten Bearbeitern des Stoffes ebenfalls bekannt war, fehlt). Auch scheint mir, daß etwa in der amerikanischen Literatur noch mehr zu finden wäre. Wer *Marcus Cunliffes* «Amerikanische Literaturgeschichte» liest, die doch nur einen knappen, aber recht übersichtlichen und im Urteil treffenden Abriß darstellt, wird bereits auf weiteres Material stoßen[6]. Trotzdem hat die Verfasserin mit ihrem Werk eine empfindliche Lücke ausgefüllt. Die «Stoffe der Weltliteratur» werden in der Bibliothek jedes literarisch Interessierten bald ebenso zu finden sein wie die «Daten deutscher Dichtung — Chronologischer Abriß der deutschen Literaturgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart», welche die gleiche Verfasserin zusammen mit *Herbert A. Frenzel* kompiliert hat. Die dritte, verbesserte und vermehrte Auflage sowie eine Taschenbuchausgabe beweisen ihre Brauchbarkeit[7]. Daß Daten «ein paar Jahrzehnte lang nicht hoch im Kurs standen», hat vor allem bei der jüngeren Generation jenes unklare Geschichtsbild zur Folge, welches mit den Jahrhunderten wie mit kleiner Münze umzugehen pflegt. Den nebulosen Vorstellungen abzuhelfen, dienen neben den reinen Daten die übersichtlichen Einleitungen zu den einzelnen Epochen und die stichwortartigen Inhalts- und Problemanalysen der Werke. Trotz einzelner Versehen (Sannazaros «Arcadia» ist keine spanische, sondern eine italienische Dichtung) und dem allzu summarischen Register, welches das Auffinden der einzelnen Werke eines Autors nicht leicht macht, empfiehlt sich das Buch durch seine didaktischen Vorzüge.

Literatur und Psychologie

Einen «Einfluß Freuds» auf die deutsche Literatur weisen die «Daten» freilich nur in einem Falle (bei Bruckners «Krankheit der Jugend») nach, obwohl er natürlich weit stärker ist. Daß *Sigmund Freud* umgekehrt von der Dichtung wiederholt Anregung empfangen hat, zeigen seine *Schriften zur Psychoanalyse*, die *Alexander Mitscherlich* unter dem Titel« Das Unbewußte» herausgegeben und eingeleitet hat. Der Band enthält elf Studien, darunter den umfangreichen Essay über «Das Unbehagen in der Kultur». Wir wählen den Ausdruck «Essay» mit Bedacht, weil Freud auch ein hervorragender Schriftsteller war. Ob man seinen Thesen rückhaltlos, mit Einschränkungen oder gar nicht zustimmt; ob man seine enorme Wirkung auf die Weltliteratur begrüßt oder bedauert, und das heißt im Grunde: ob man die Freiheit der Willensentscheidung anerkennt oder nicht — die Kenntnis seiner Arbeiten gehört zum geistigen Rüstzeug des Literaturfreundes. Zahlreiche moderne (und vielleicht auch einige ältere) Dichtungen bleiben ohne Freuds Schematismus unverständlich, und die Literaturtheorie muß sich mit den Zusammenhängen von Literatur und Psychologie auseinandersetzen.

Freuds Schriften, vor allem sein Begriff der «Verdrängung», bildeten auch einen Ausgangspunkt für *Hans Blühers* Untersuchung über «Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft», die jetzt, mit einem Vorwort von *Hans Joachim Schoeps*, als verständig gekürzter Neudruck vorliegt[9]. Die andere Wurzel für Blühers *Theorie der menschlichen Staatsbildung nach Wesen und Wert* war die Jugendbewegung. Fast ein halbes Jahrhundert nach dem ersten Erscheinen hat das Buch seine Sprengkraft verloren; Blühers echte Erkenntnisse sind Gemeingut geworden, während seine unbekümmerten Naivitäten, besonders wenn sie Nietzsches Begriffe usurpieren, stark verblüht wirken. Daran ändert auch das Vorwort von 1949 zu einem damals geplanten Neudruck nichts. Indessen hat das Buch auch für den Literarhistoriker hohen dokumentarischen Wert: nicht so sehr weil der Verfasser das «Malteser»-Fragment und andere Stellen des «geborenen Männerbündlers» Schiller in seinem Sinne interpretiert, sondern weil das Erlebnis des jugendbewegten Männerbundes an der Wiege zahlloser poetischer Schwärmer des Jahrhundertanfangs gestanden hat und weil kulturprägende Erscheinungen, wie der George-Kreis, ohne Kenntnis des Männerbund-Ideales heute kaum mehr zu verstehen sind. Es ist kein Zufall, daß Blüher sein Buch mit Georges Versen über den «neuen adel» beschließt.

Die Abneigung gegen das weibliche Ge-

schlecht teilt Blüher mit einem Autor von stärkerer literarischer Potenz. Nachdem einige französische Schriftsteller den *Marquis de Sade* als Vorläufer der schrankenlosen Freiheit des Individuums wiederentdeckt haben, lag die Versuchung nahe, seine *Ausgewählten Werke* in deutscher Sprache zu veröffentlichen, wenn auch mit den vom Gesetz gebotenen Vorsichtsmaßnahmen[10]. Die Ausgabe soll drei Bände umfassen; bisher liegt uns der zweite vor, herausgegeben von *Marion Luckow* nach verschiedenen Übersetzern. Er enthält den zweiten Teil der Biographie, die politischen Schriften, Teile aus den Romanen «Aline und Valcour» und «Justine» (in zweiter Fassung), das Schauspiel «Oxtiern», das einzige, mit dem Sade einen gewissen Erfolg erzielte, drei Erzählungen aus den «Verbrechen der Liebe», einen dokumentarischen Anhang, der ein gutes Zeitbild der großen Revolution gibt, und einen Kommentar. Ohne Kenntnis der Originale läßt sich der Wert der Ausgabe kaum beurteilen, zumal die — offenbar berechtigten — Kürzungen ein sachliches Urteil überhaupt erschweren. Der «göttliche Marquis», wie ihn seine Verehrer blasphemisch zu nennen beliebten, ist wie alle Asozialen ein bedauernswertes Geschöpf. Daß er 27 Jahre im Gefängnis und im Irrenhaus zubrachte, wird man der Gesellschaft nachsehen, die guten Grund hatte, sich vor ihm zu schützen; daß sie ihm dadurch Gelegenheit bot, seine extremen Phantasien in Ruhe zu Papier zu bringen, entbehrt nicht der diabolischen Ironie. «Aline und Valcour» geht offensichtlich auf Richardsons «Pamela» zurück. Wie sich das große Thema des 18. Jahrhunderts in normalen Gehirnen spiegelte, sieht man am besten an Goldonis Dramatisierung des Stoffes, die dann *Rudolf Borchardt* in einer dreiaktigen Komödie bearbeitet hat. (Der «Pamela»-Stoff ist Elisabeth Frenzel in ihrem Lexikon übrigens entgangen.) Sie findet sich zusammen mit fünf anderen dramatischen Stücken im letzten Band seiner «Gesammelten Werke», herausgegeben von *Marie Luise Borchardt* unter Mitarbeit von *Ernst Zinn*, der Borchardts «Dramen» enthält[11]. Der andere geistige Ahnherr des Marquis ist Rousseau, dessen fanatischen Glauben an die Güte der Natur Sade in ein noch fanatischeres Bekenntnis zur Bosheit der Natur umkehrte. Geistesgeschichtlich läßt sich seine Perversion als pathologische Reaktion auf die überhitzte Empfindsamkeit verstehen, der er eiskalte Empfindungslosigkeit entgegensetzte. Darum ist das eintönige Thema seiner Erzählungen der Sieg des Lasters über die verfolgte Unschuld, den er durch eine Schinderphilosophie umständlich zu begründen sucht. Was dem Erzvater der «schwarzen Romantik» vor allem mangelt, ist jeder Anflug von Charme; er hat recht, wenn er einmal schreibt, seine «Justine» könne «selbst den Teufel anwidern». Wie alle gehäuften Greuel in der Literatur wirken seine Tiraden gegen Tugend und Christentum oder für den sexuellen Exzeß und den Lustmord allerdings unfreiwillig erheiternd, wenn sie — was bald geschieht — die Grenzen des guten Geschmacks erreichen. Merkwürdigerweise hat sich aber niemand zu einem befreienden Gelächter entschließen können. Vielmehr hat die Forschung, vor allem *Mario Praz* in seinem (demnächst in deutscher Sprache erscheinenden) Werk «Liebe, Tod und Teufel in der schwarzen Romantik» nachgewiesen, daß zahlreiche Autoren des 19. Jahrhunderts sich von Sade haben hypnotisieren lassen wie die Kaninchen von der Schlange[12]. So sind bedeutende Spuren seiner Lektüre von Byron über Swinburne, Baudelaire, Flaubert bis zu D'Annunzio nachweisbar. Diese erstaunliche Tiefenwirkung ist wohl nur durch die Faszination zu erklären, die das Böse auf den Menschen ausübt. Sie ist ein literarhistorisch wie kulturpsychologisch gleich interessantes Thema.

Auf jeden Fall stellt Sade in der französischen Literatur einen Sonderfall dar. Für ihn trifft das Wort nicht zu, das *Robert Minder* im ersten seiner fünf Essays über «Kultur und Literatur in Deutschland und Frankreich» schreibt, die Einbürgerung des Künstlers habe sich in Frankreich unter zwei Aspekten vollzogen: «Er sagt aus, wie die Gemeinschaft ist; er ruft, wie sie sein soll[13].» Im übrigen lehren Minders glänzende Studien, daß der im westdeutschen Sprachbereich meist vernachlässigte soziologische Gesichtspunkt, sofern er mit Geist vertreten

wird, Aufschlüsse über das Wesen der Literatur zu geben vermag, die sich der rein ästhetischen Betrachtung entziehen. Unter dem Aspekt des Pfarrhauses oder der Kadettenanstalt läßt sich selbst über Schiller, Rilke, Musil, Benn noch Neues sagen.

Von Schelmen und Sansculotten

Freilich haben auch einige deutsche Literarhistoriker den Elfenbeinturm verlassen und betrachten die Literatur unter anderem als soziales Phänomen. Das ergibt sich beinahe von selbst beim barocken Roman, dessen beide Typen, der höfische und der Schelmenroman, in erster Linie soziologisch faßbar sind*. Ahnherr aller Schelme bis zu Albert Vigoleis Thelen, dem Hochstapler Felix Krull und dem Zwerg Oskar ist der Spanier *Lazarillo von Tormes*. Die Geschichte seines Lebens, seiner Leiden und Freuden, angeblich von ihm selbst, in Wahrheit von einem nicht mit Sicherheit ermittelten Humanisten erzählt, hat *Walter Widmer* samt der Fortsetzung übertragen und ein knapp informierendes Nachwort geschrieben[14]. Das Buch ist eine Augenweide durch die vorzügliche Wiedergabe der 73 Textillustrationen des holländischen Künstlers *Leonard Bramer* (1596 bis 1674) nach den in München aufbewahrten Originalen. Nur selten stimmen Wort und Bild so trefflich überein wie hier; einige Zeichnungen kommen Rembrandts Geist nahe. Wegen der Seltenheit der Originalausgaben noch wertvoller ist der Neudruck von *Johann Beers* Romanen «Die teutschen Winter-Nächte & Die kurzweiligen Sommer-Täge», herausgegeben von *Richard Alewyn*, dem verdienten Wiederentdecker dieses vergessenen Barockerzählers (1655—1700)[15]. Nachdem Alewyn schon vor einigen Jahren Beers «Narrenspital sowie Jucundi Jucundissimi Wunderliche Lebens-Beschreibung» publiziert hatte[16], sind nun vier von Beers 21 Romanen wieder zugänglich. Ihre textliche Darbietung befriedigt sowohl den Forscher wie jenen Leser, an den sich der Herausgeber vornehmlich wendet und «der nichts als sein Vergnügen sucht». Dieses findet er in höchstem Maße, denn neben Grimmelshausen ist Beer der unterhaltsamste Erzähler des deutschen Barock. Der Genuß der «Winter-Nächte» und der «Sommer-Täge» wird durch die Wiedergabe von 24 Kupfern nach den Erstdrucken erhöht; ohne die Qualität von Bramers Zeichnungen zu erreichen, fangen sie die pikareske Stimmung vorzüglich ein.

Zu den nahezu vergessenen deutschen Schriftstellern gehört auch *Johann Gottfried Seume*. Es war ein glücklicher Gedanke, seine «Prosaschriften» mit einer Einleitung von *Werner Kraft* im 200. Jahre nach seiner Geburt neu zu drucken[17]. Sie umfassen — leider unkommentiert und durch Druckfehler entstellt — die Autobiographie des Verfassers, den «Spaziergang nach Syrakus», den Reisebericht über Rußland, Finnland und Schweden, einige kleinere Schriften meist politischer Art, die nicht unbedeutenden Aphorismen sowie als Rarität die in den früheren Seume-Ausgaben fehlende, 1793 zu Warschau erschienene Abhandlung «Über Prüfung und Bestimmung junger Leute zum Militär». Goethe nannte Seumes Gedichte «griesgrämisch, mißwollend, sansculottisch» (das letzte Adjektiv verrät die Ursache seiner Abneigung); Kraft nennt ihn «skeptisch, stoisch und mutig»; Hans Mayer würde ihn in die «plebejische» Tradition unserer Literatur einreihen. Alle Charakterisierungen treffen Grundzüge seines Temperamentes. Freiwillige und unfreiwillige Ortsveränderung (bis nach Kanada) war sein Schicksal; was er literarisch daraus zu gewinnen verstand, gehört zur ansehnlichen Prosa der klassischen Zeit. Er schreibt knapp und klar; hin und wieder hört man seine lateinischen Muster durch. Ohne dem Originalitätswahn zu frönen, ist er originell; als ihn die Kaiserinmutter in Petersburg zu sehen wünscht, reagiert er: «Meine halbhuronische Personalität geriet durch einige Sekunden ins Betroffene.» Es lohnt sich, ihn zu lesen; er lehrt

*Vgl. dazu jüngst Marcel Bataillon, «La picaresca». A propos de *La picara Justina*, in: Wort und Text — Festschrift für Fritz Schalk, Frankfurt am Main (Vittorio Klostermann) 1963, S. 233: «L'irruption massive, entre 1598 et 1605, de ‚la vida picaresca' comme matière de littérature doit avoir des raisons profondes et extralittéraires.»

die Welt deutlicher sehen, denn auch die soziale Wirklichkeit entzieht sich ihm nicht.

Romantische Politik und Kritik

Das gleiche gilt für *Bettina von Arnim*. Doch ging sie weiter als Seume und wollte «Konstitution, Preßfreiheit, Vernunft und Licht». Sie trat für die unterdrückten Polen und Juden ein, forderte menschenwürdiges Dasein für die Armen, bekämpfte Zensur und Todesstrafe. Nach David Friedrich Strauß bestand ihr Ziel darin, «den König von Preußen (Friedrich Wilhelm IV.) zu vermögen, sich seiner Schranken zu entreißen und der geistigen Bewegung unserer Zeit in die Arme zu werfen». Von der Wiener Reaktion wurde sie als «Kommunistin» verdächtigt und ihr Buch verboten. In Preußen wäre dasselbe geschehen, hätte sie ihm nicht die (vom König genehmigte) Widmung vorangestellt, die zugleich sein Titel war: «Dies Buch gehört dem König.» Der Zorn der Zensur entlud sich gegen den Kritiker Adolf Stahr, welcher die undisziplinierte Weitschweifigkeit von Bettinas Buch in einer Broschüre gedanklich konzentriert hatte. Die Zensoren erkannten die Gefahr: Bettinas Buch «hält sich in poetischer Sphäre und unbestimmten Bildern, diese Flugschrift drängt den angeblichen Sinn und Inhalt... zu einem scharf ausgeprägten und allgemein verständlichen Bilde zusammen, welches alle bestehenden Zustände in subversiver Tendenz entstellt...». Bettina war in der Tat keine Sozialrevolutionärin im modernen Sinne; nicht mit politischem Kalkül, sondern mit dem Herzen protestierte sie gegen die gesellschaftlichen Mißstände. Dabei verwandte sie, wie auch in ihrem zweiten politischen Buch, den «Gesprächen mit Dämonen», eine Form, die sie nicht beherrschte, eben den Dialog. *Gustav Konrad*, der verdiente Herausgeber ihrer «Werke und Briefe», hält es für die «Aufgabe der Kritik, Bettina hier in ihren Intentionen zu rechtfertigen»; die Frage der Wertung sei «unangebracht[18]». Wir können eine solche Auffassung nicht teilen. Bestünde die Aufgabe der Kritik in der Rechtfertigung von Intentionen, so müßte sie auch der letzten Stümperei etwas abgewinnen, denn die Absichten sind immer gut. Allein in der Kunst gilt das Können. Bettinas politische Bücher sind literarisch mißglückt; darum taten sie auch geringe politische Wirkung. Wer in die Politik eingreifen will, muß ihre Sprache sprechen. — Die Ausgabe, über deren erste Bände wir an dieser Stelle früher berichtet haben (vgl. Schweizer Monatshefte, 40. Jahr, Heft 6, September 1960, S. 631f.), liegt nun vollständig vor, und wir begrüßen sie wärmstens. Die Bände III und IV enthalten neben den genannten Büchern und einer mutigen Schrift über die polnische Frage die Märchen, Gedichte und kleineren Prosastücke, Band V, herausgegeben von *Joachim Müller*, eine reiche Auswahl aus dem Briefwechsel, darunter eine größere Anzahl bisher unveröffentlichter Briefe. Daß eine einheitliche Schreibweise infolge der verschiedenartigen Vorlagen nicht erzielt werden konnte, wird den Benutzer weniger stören als das Fehlen des Kommentars, das sich hier besonders störend bemerkbar macht. Indessen läßt sich wenigstens Bettinas «Gehirnsinnlichkeit», die ihr der Fürst Pückler einmal vorhielt, auch kommentarlos genießen.

Ihrer Richtung sage fast nichts mehr zu als «grelle verworrene Opposition», schrieben die Brüder Grimm an Dahlmann, nachdem sie sich 1844 wegen eines politischen Zwischenfalles mit Bettina überworfen hatten; später glich sich das Verhältnis wieder aus und wurde durch verwandtschaftliche Bande gefestigt. Wer in die nicht immer ungetrübten Beziehungen der späten (und teilweise verspäteten) Romantiker Einblick gewinnen will, findet ihn in der ausgezeichneten Zusammenstellung von Briefen, Dokumenten und geschickt verbindenden Texten, die *Wilhelm Schoof* nun auch «Jacob Grimm» gewidmet hat[19]. Wir haben an dieser Stelle wiederholt auf Schoofs solide Veröffentlichungen aus dem Grimm-Kreis empfehlend hingewiesen (vgl. 37. Jahr, Heft 5, August 1957, S. 426; 42. Jahr, Heft 9, Dezember 1962, S. 975); auch der Band über Jacob Grimm mit dem schlichten Untertitel «Aus seinem Leben» hält die glückliche Mitte zwischen Gelehrsamkeit und Lesbarkeit.

Über die Ausläufer der Romantik sind wir im allgemeinen besser unterrichtet als

über ihre Anfänge, deren Zeugnisse bis vor kurzem nicht immer leicht zugänglich waren. In den letzten Jahren ist eine Änderung eingetreten, und da die Ideen in der Luft zu liegen scheinen, ergibt sich sogleich ein Embarras de richesse. *August Wilhelm Schlegels* «Kritische Schriften» liegen in zwei Neudrucken vor. Die eine, ausgewählt, eingeleitet und erläutert von *Emil Staiger*, eröffnet eine neue Reihe «Klassiker der Kritik», als deren Herausgeber Staiger selbst verantwortlich zeichnet[20]; die andere, herausgegeben von *Edgar Lohner*, soll auch Schlegels Briefe umfassen und ist auf sechs Bände berechnet, von denen bisher zwei mit den Titeln «Sprache und Poetik» und «Die Kunstlehre» vorliegen[21]. Beide Sammlungen gehen im wesentlichen auf die Schlegel-Ausgaben von Böcking beziehungsweise Minor zurück (denn hinter der «Kunstlehre» verbergen sich die von Minor herausgegebenen «Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst»); darum greift die Bezeichnung «herausgegeben von...» in Lohners Sammlung zu hoch. Zum Glück überschneiden die Bände einander nur in vier Fällen. Staiger bietet Texte dar, «die nicht allein für den Literarhistoriker, sondern für einen weiteren Kreis von Lesern von Interesse sind», während Lohners Auswahl auch den Dante-Essay, die metrischen Untersuchungen und den «Wettstreit der Sprachen» gibt. Dafür ist Staigers Auswahl reichhaltiger (16 Stücke gegenüber 10) und farbiger, indem sie auch einige Essays über Schlegels Zeitgenossen und über Autoren der Romania einbezieht. Nach Lage der Umstände ist keiner der Neudrucke zu entbehren. Staigers schöne Einleitung entschädigt für Lohners etwas ausführlichere Kommentare.

Romantiker-Zeitschriften

Bettina, die Grimms und die Schlegels gehörten zu den Mitarbeitern der «Zeitung für Einsiedler», die *Arnim* in Gemeinschaft mit *Brentano* in Heidelberg herausgab. Denkwürdiges Zeugnis romantischer Verspieltheit, Verwilderung, Vernachlässigung, ist sie als einer der vorzüglichen fotomechanischen Nachdrucke der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf. zu Stuttgart jetzt wieder greifbar, mit einem instruktiven Nachwort von *Hans Jessen*[22]. Weit sorgfältiger haben *Kleist* und *Adam Müller* den in Dresden erscheinenden «Phöbus — Ein Journal für die Kunst» redigiert. Nachwort und Kommentar sind *Helmut Sembdner* zu danken, der auch Nachwort und Quellenregister zu den ebenfalls von *Kleist* geleisteten «Berliner Abendblättern» beigesteuert hat[23]. Mit dem hier bereits angezeigten «Athenäum» der Schlegels (vgl. 42. Jahr, Heft 9, Dezember 1962, S. 975) sind also alle bedeutenden Romantiker-Zeitschriften in originaler Gestalt wieder zugänglich. Gemeinsam ist ihnen die Kurzlebigkeit. Die «Einsiedler»-Zeitung erschien fünf Monate, der «Phöbus» während des ganzen Jahres 1808, die «Abendblätter» vom Oktober 1810 bis März 1811. Fragt sich der Leser, ob er ernstlich bereit gewesen wäre, sie länger zu abonnieren, so wird er wahrscheinlich verneinen. Zwar waren erstklassige Mitarbeiter tätig; aber oft lieferten sie nicht ihr Bestes, und wenn sie es taten, wurden die Beiträge durch den stereotypen Hinweis «Die Fortsetzung künftig» zerrissen. Spezifisch publizistisches Talent ist nur Kleist eigen; darum bekam er auch Schwierigkeiten mit der Zensur, die ihm bald die Lust an der Arbeit und die Leser raubte. Die Heidelberger Dioskuren hingegen pflegten — dem idyllischen Titel ihres Blattes zum Trotz — muntere Polemik gegen den «alten Krachwedel» Voß, durch die sich das Publikum gelangweilt fühlen mußte. Kleist wiederum konnte sich zwar im «Phöbus» entfalten, nicht aber in den «Abendblättern», die meist nur vier Oktavseiten Umfang hatten; der Zwang der Knappheit kam freilich seinem anekdotischen Genie entgegen. Doch keiner der Redaktoren traf auf die Dauer jene mittlere Tonlage zwischen Unterhaltung, Belehrung und Geschmacksbildung, die Wielands «Teutschem Merkur» und Böttigers Fortsetzung 37 Lebensjahre ermöglichte.

Die fotomechanischen Wiedergaben atmen jenen Reiz des Unmittelbaren, die kein bloßer Neudruck vermitteln könnte. Die Anschauung von Satz, Druck und Kunstbeilagen ist das geeignete Mittel, um den Geschmack der Zeit fast physisch nachzuemp-

finden. Selbst die (sehr seltenen) Anzeigen in den «Abendblättern» werfen ein Schlaglicht auf das Publikum, an das Kleist sich wandte. So heißt es am 21. Dezember 1810: «Ein vorzüglich schönes Weihnachts-Geschenk zur Zimmer-Verzierung für den gebildeten Theil des Publikums sind Göthe, Schiller, Herder und Wieland, vier saubere Gips-Medaillons, geformt nach Gerhard von Kügelgen in Dresden, von Posch...» — Als Kommentator der Kleistschen Organe hat Sembdner philologische Meisterarbeit geleistet. Es ist ihm gelungen, Kleist als Verfasser oder Bearbeiter einer großen Zahl von Beiträgen in den «Abendblättern» sowie die Quellen zu ermitteln, nach denen er seine Zeitung gestaltete. Die Register, die allen Nachdrucken beigegeben sind, ermöglichen rasche und sichere Orientierung. Wir geben der Hoffnung Ausdruck, der Verlag werde nach Schillers «Horen», dem einzigen bisher fotomechanisch vervielfältigten Organ der Klassik, Goethes Zeitschriften, die «Propyläen» und «Über Kunst und Altertum», folgen lassen.

Ein Hauch romantischen Geistes weht noch im «Briefwechsel» zwischen *Stefan George* und *Friedrich Gundolf*, herausgegeben von *Robert Boehringer* mit *Georg Peter Landmann*[24]. Selbst in den Augenblicken höchster Entzückung sind die Äußerungen freilich nicht ganz frei von leisen Spannungen zwischen dem schon gefestigten Manne und dem schwärmerischen Jüngling, dem Meister und dem Jünger. Die Zuneigung des Achtzehnjährigen ist unbedingt, die des Dreißigjährigen nüchtern mit einem Unterton des Väterlichen und Herrscherlichen, dem sich Gundolf «dumpf, dann willig» unterordnet. Als er selbst zum Gelehrten und Lehrer herangereift ist und einen Liebesbund schließt, der Georges Billigung nicht findet, werden Verstimmung und Bruch unvermeidlich. Beide haben darunter gelitten, tiefer gewiß Gundolf, dessen warmherzige Güte der Starre Georges nicht gewachsen war. Nach fünfundzwanzigjähriger Freundschaft kann es kein grausameres Urteil geben als die Äußerung Georges gegenüber Edith Landmann, nachdem Gundolf ihm seinen Entschluß zur Heirat mitgeteilt hatte: «Da ist eine kranke Stelle im Gehirn.» Doch das Mißverstehen bahnt sich bereits in den Versen an Gundolf an: «Warum so viel in fernen menschen forschen und in sagen lesen...» Liegt doch nichts näher als die Antwort: Weil ein jeder sein Telos nur erfüllt, wenn er dem eigenen Genius gehorcht, weil die darstellende Begabung eine andere ist als die primär schöpferische. Als George die Widmung von Gundolfs «Kleist» an Elisabeth Salomon unter dem Zeichen der «Blätter für die Kunst» las, über das er allein verfügen wollte, war auch er tief betroffen; eine Kränkung dessen, was in der Sprache seiner Anhänger «der Staat» heißt, konnte er nicht nachsehen. Denn es fehlte ihm jene Heiterkeit des Herzens, die Gundolf besaß und die ein Zeichen des Göttlichen im Menschen ist. Nicht ohne Erschütterung lesen wir den ehrfürchtig und sorgfältig edierten Briefwechsel, der mit Abbildungen und erläuternden Zwischentexten versehen ist: Verhüllend offenbart er eine menschliche Tragödie unter Geistern hohen Ranges.

Horst Rüdiger

[1] Artemis-Verlag, Zürich-Stuttgart 1963. [2] Franz-Steiner-Verlag GmbH., Wiesbaden 1956. [3] Ebd. [4] 64 Tafeln, 30 Textabbildungen; Eugen-Rentsch-Verlag, Erlenbach-Zürich. [5] Alfred-Kröner-Verlag, Stuttgart 1962. [6] R. Piper & Co., Verlag, München 1961. [7] Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin 1962; Deutscher Taschenbuch-Verlag, München 1962. [8] S.-Fischer-Verlag, Frankfurt am Main 1960. [9] Ernst-Klett-Verlag, Stuttgart 1962. [10] Merlin-Verlag, Hamburg 1962. [11] Ernst-Klett-Verlag, Stuttgart 1962. [12] Carl-Hanser-Verlag, München 1963. [13] Insel-Verlag, Frankfurt am Main 1962. [14] Winkler-Verlag, München 1963. [15] Insel-Verlag, Frankfurt am Main 1963. [16] Rowohlts Klassiker der Literatur und Wissenschaft, Hamburg 1957. [17] Joseph-Melzer-Verlag, Köln 1962. [18] Bartmann-Verlag, Frechen-Köln 1961—1963. [19] Ferd. Dümmlers Verlag, Bonn 1961. [20] Artemis-Verlag, Zürich-Stuttgart 1962. [21] W.-Kohlhammer-Verlag, Stuttgart 1962—1963. [22] 1962. [23] Ebd. 1961, 1959. [24] Helmut Küpper, vormals Georg Bondi, München-Düsseldorf 1962.